

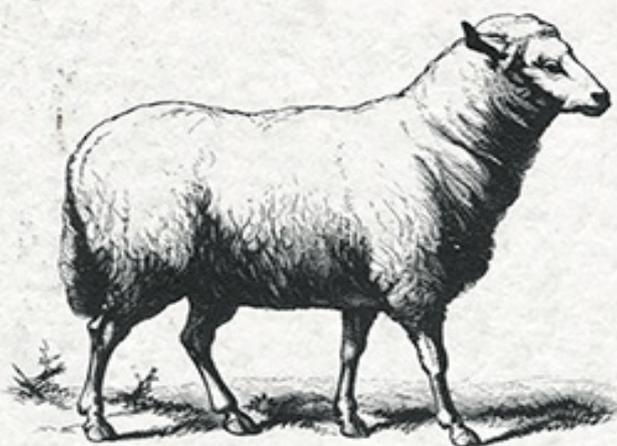
Claude

Cueni

SCRIPT

AVENUE

roman



WÖRTERSEH

Claude Cueni

**SCRIPT
AVENUE**

Roman

WÖRTERSEH
WÖRTERSEH

Spotlights auf die Script Avenue

Ich saß seit Monaten im fünften Stock der hämatologischen Abteilung der Universitätsklinik und wartete auf den Tod.

Das ist die perfekte Dramaturgie. Titanic! Sie ergattern noch zwei Tickets für das Oberdeck. Und saufen dann erbärmlich ab.

Nein, sie hat mich nicht enttäuscht, sie ist gestorben.

Wir wollten alle Amerikaner sein. Nur John F. Kennedy wollte ein Berliner sein.

Schicksalsschläge sind eine super Diät. Und wenn man keine neue Partnerin findet, gibts auch keinen Jo-Jo-Effekt.

Wir tun alle irgendetwas, um zu vergessen, dass mit unserer Geburt unser Schicksal bereits besiegelt ist: Wir müssen sterben.

Dieses Buch werde ich noch schreiben, denn wenn ich schreibe, denke ich nicht an den Tod.

In seinem neuen Roman erzählt Claude Cueni, anders als in seinen viel beachteten historischen Romanen, nicht die Geschichten anderer, sondern seine eigene.

Aus der Perspektive seines Krankenlagers erinnert er sich an seine mehr als abenteuerliche Lebensgeschichte, die ihren Anfang in einem von religiösem Wahn, sexuellen Zwängen und Gewalt geprägten Milieu im schweizerischen Jura nimmt. Aus dieser skurrilen Umgebung flüchtet er in seine eigene fantastische Welt, die Script Avenue.

Mit viel Selbstironie und ohne den geringsten Funken Political Correctness schreibt Claude Cueni von seinem Überlebenswillen, seinem Schreibzwang, über die Liebe im Allgemeinen und zu seinem spastischen Kind im Besonderen, über schlaflose Nächte, herzerreißende Abschiede und über das Glück anzukommen. Dabei zeichnet er in den ihm so eigenen, verblüffend schönen Sätzen ein opulentes Gemälde von den Sechzigerjahren bis in die Gegenwart.

»Script Avenue« ist ein ebenso verstörendes wie absolut betörendes Buch, in dem Fremdenlegionäre, Krebskranke, Roulettespieler, Pädophile, Heldenfiguren, New-Economy-Blasen und Hongkonger Nächte das Korsett des Schriftlichen verlassen und zum Film werden. Ein Feuerwerk an Komik und Desaster und eine alle Sinne bezaubernde Betrachtung über die Kürze des Lebens, die Vergänglichkeit aller Dinge und die Versöhnung mit dem Tod.



Claude Cueni, geb. 1956 in Basel, schrieb historische Romane, Thriller, Theaterstücke, Hörspiele und über 50 Drehbücher für Krimiserien wie »Tatort«, »Eurocops«, »Peter Strohm« und »Cobra 11«. Für Blackpencil designte er jahrelang Computergames, darunter den Welthit »Catch the Sperm«. Sein Roman »Das große Spiel« (Heyne), die wahre Geschichte des Papiergeldfinders John Law, belegte Platz eins der Schweizer Bestseller liste und wurde bisher in 13 Sprachen übersetzt. Claude Cueni erkrankte nach dem Tod seiner ersten Ehefrau an Leukämie und lebt heute, in zweiter Ehe, mit seiner Frau in Basel.

Alle Rechte vorbehalten, einschließlich derjenigen des auszugsweisen Abdrucks und der elektronischen Wiedergabe

© 2014 Wörterseh Verlag, Gockhausen

Lektorat: René Staubli, Zollikon

Korrektorat: Andrea Leuthold, Zürich, und Eliane Maria Degonda, Zürich

Umschlaggestaltung und Motiv: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich, Dominic Wilhelm

Layout und Satz: Lucius Keller, Zürich

Herstellerische Betreuung: Andrea Leuthold, Zürich

Print ISBN 978-3-03763-043-3

E-Book ISBN 978-3-03763-549-0

www.woerterseh.ch

*Für Clovis
und alle Bewohner der Script Avenue*

*Selten machen wir uns klar, dass wir selbst es sind,
die sterben werden. Während die Welt ungerührt
weiterexistiert.*

*Literatur öffnet uns manchmal für Momente die Augen
für diese Wahrheit, vor der wir sie sonst zumeist
schließen.*

Marcel Reich-Ranicki (1920–2013)

1

In My Secret Life

»Das sind Metastasen«, sagte der Arzt leise.

»All die winzig kleinen schwarzen Punkte?«, fragte Andrea entsetzt.

»Nein«, sagte der Onkologe und umkreiste mit einem Bleistift große weiße Flächen auf dem Thorax-Bild, »*das* ist der Krebs.«

»Dann ist ja alles ... Wie viele Jahre noch?«, keuchte Andrea.

»Höchstens ein paar Wochen. Jetzt geht alles sehr schnell.«

»Aber ich habe einen Sohn«, flüsterte Andrea verzweifelt. Der Onkologe schwieg, er drängte uns nicht zu gehen. Andrea gab mir zu verstehen, dass sie aufstehen wolle. Ich nahm vorsichtig ihren Arm und führte sie hinaus zum Parkplatz. Sie sagte, ich solle schneller gehen, sie würde sich noch erkälten, dann sagte sie, ich solle nicht rennen, ob ich denn keine Rücksicht auf ihre Lunge nehmen könne. Wir begriffen beide, dass sie nun angefangen hatte zu sterben.

Als ich die Augen öffnete, sah ich eine verschwommene Gestalt in einem weißen

Gewand. Das Licht blendete mich. Es war eine Frau. Sie trug einen breiten Mundschutz, das Haar hatte sie mit einer Plastikhaube abgedeckt. Sie hängte eine neue Flasche an den Infusionsständer und stöpselte den Schlauch um. »Hat meine Frau angefangen zu sterben?«, murmelte ich. »Sie lagen im Koma, Monsieur Bretelle. Sie hatten Hirnblutungen. Wir mussten eine Bohrlochtrepanation vornehmen, um das Blut abzusaugen.«

Ich fasste mir an den Kopf, ich trug einen dicken Verband.

»Sie haben mir den Schädel aufgebohrt?«

»Frontal, beidseitig. Falls der Druck wieder ansteigt, müssen Sie mich rufen.«

»Hat meine Frau angefangen zu sterben?«, fragte ich erneut.

»Sie sind Witwer, Monsieur Bretelle. So steht es in Ihrer Krankenakte.«

»Dann ist sie tatsächlich gestorben«, murmelte ich.

»Ja. Das tut uns allen sehr leid, aber Sie müssen jetzt an sich denken. Ihr Sohn wartet draußen auf dem Flur, er wird gerade eingekleidet. Sie erinnern sich doch, dass Sie einen Sohn haben?«

»An meinen Sohn werde ich mich immer erinnern, er muss um die 26 Jahre alt sein. Oder lag ich sehr lange im Koma?«

»Nein, nur eine Weile. Einige können sich später an nichts mehr erinnern.«

»Ich versuchte mich eben an meine Frau zu erinnern, aber ich weiß nicht mehr, wie sie ausgesehen hat. Es ist nur ein Gefühl zurückgeblieben, ein sehr merkwürdiges Gefühl, voller Widersprüche. Ich hatte einst Angst, die Erinnerung zu verlieren, und jetzt habe ich sie doch verloren. Ist es möglich, dass man gleichzeitig Liebe und Hass empfindet?«
»Ich werde jetzt Ihren Sohn ins Zimmer bringen.«
»Beeilen Sie sich. Mir ist plötzlich so kalt.«

Andrea döste auf dem Bett und vergewisserte sich immer wieder, dass ich noch da war. Das Morphinum zeigte keine Wirkung mehr. Andrea berührte meine Hände, sanft, fast zärtlich.

»Ich habe dich so geliebt«, flüsterte sie. »Du warst immer die große und einzige Liebe meines Lebens. Halt mich fest.«

Ich nahm sie in meine Arme, ich brachte kein Wort über die Lippen. Sie sah, dass ich stumm weinte. Dann sagte sie noch ein einziges Wort. Es war kaum zu fassen, dass sie es aussprach, aber das war ihr letztes Wort: »Danke.« Es klang so traurig, als hätte sie verloren, ausgerechnet sie, die nie verlieren konnte. Es kostete sie viel Überwindung, aber sie sagte: »Danke.« Es klang auch etwas versöhnlich. Sie hätte es mir nicht zu sagen brauchen, es wäre auch ohne in Ordnung gewesen. Aber als sie es ausgesprochen hatte, fühlte ich wieder die Seele meiner Jugendliebe, den Atem meines

besten Kumpels, ich hatte sie so sehr geliebt.

»Andrea ist schon lange tot«, sagte der junge Mann an meinem Bett. Tim. Er hielt meine Hand fest. Er getraute sich nicht richtig, weil er die gesteckten Infusionsnadeln nicht berühren wollte.

»Die Operation ist gut verlaufen«, sagte Tim, »du lagst wieder im Koma.« Wir schwiegen eine ganze Weile, dann sagte er plötzlich: «Du hast mir zuletzt von der Script Avenue erzählt, Erinnerst du dich? Von einem kleinen Jungen, der seine ersten Lebensjahre in einem düsteren Winkel der zivilisierten Welt verbringt.»

»Ich habe dir tatsächlich von diesem Jungen erzählt?«

»Ja, dass er die ersten Jahre in einer Schraubenkiste verbrachte. Er sah kaum Menschen, er hörte nur das Blöken der Schafe draußen auf der Weide.«

»Und er erlernt das Blöken der Schafe.«

»Ja, so hast du es mir erzählt. Er versuchte, dieser skurrilen Welt zu entfliehen, und erschuf sich ein eigenes Paradies: eine Fantasiewelt aus erfundenen Geschichten und Heldenfiguren, ein Boulevard voller realer und fiktiver Figuren. Du hast diesen Ort Script Avenue genannt.«

»Ja, jetzt erinnere ich mich. Aber ich kann nicht mehr schreiben. Jedes Wort wiegt wie ein Stein, jeder Satz wie ein Berg. Ich habe mein ganzes

Leben geschrieben, wer kann schon ewig schreiben?«

*»Niemand kann ewig schreiben«, sagte Tim,
»weil niemand ewig leben kann. Aber wenn man die Hoffnung aufgibt, stirbt man. Deshalb musst du das Buch der Script Avenue schreiben, vielleicht ist es dein letztes Buch.«*

»Du hast mit den Ärzten gesprochen.«

»Du sagtest, es würde ein ehrliches Buch werden. Authentisch. Erinnerst du dich? Aber nicht alle werden es mögen, hast du gesagt.«

*»Ja, ich erinnere mich. Wenn ich schreibe, denke ich nicht an den Tod. Wir tun alle irgendetwas, um zu vergessen, dass mit unserer Geburt unser Schicksal bereits besiegelt ist: Wir müssen sterben. Ich werde schreiben, dass man bei der Geburt unverständliches Zeug brabbelt und dass man auch im Sterben unverständliches Zeug brabbelt. Und eigentlich auch dazwischen. Ich werde über ängstliche Kinder schreiben, über onanierende Kids, über Diebe und Lügner, Sieger und Verlierer, Krebskranke und Sterbende, denn eines Tages werden wir all das gewesen sein.«
Tim zog mir die Bettdecke weg.*

»Ich werde dir jetzt helfen aufzustehen. Wir werden zusammen zum Fenster rübergehen.«

»Mit all diesen Infusionsständern?«

»Ja, mit all diesen Infusionsständern. Und dann werde ich deinen Laptop anschalten und dir ein neues Dokument laden. Du hast dich nie vor

einem weißen Blatt gefürchtet. Du hast immer gleich drauflosgeschrieben. Hemingway sagte: »Schreib als ersten Satz einen wahren Satz«, aber du solltest gleich einen Roman schreiben. 10 000 wahre Sätze.«

Ich setzte mich mühsam auf die Bettkante und versuchte, den Schwindel zu ertragen. Gleich würde ich erbrechen, all das Gift, das man mir seit Monaten in die Venen spritzte.

»Lass mir noch ein bisschen Zeit, ich bin schon lange nicht mehr aufgesessen.«

Tim half mir in den Rollstuhl. Ich hatte Mühe, die Augen offen zu halten. Ich konnte nicht mehr akkommodieren.

»Ich sehe alles wie durch ein Kaleidoskop.«

»Wir werden ein Auge abdecken«, sagte Tim und zog ein Pflaster aus seiner Tasche, »wenn sie dir den Kopf aufbohren und Blut entnehmen, stimmt der Flüssigkeitspegel nicht mehr. Das wird schon wieder.«

Tim deckte mein linkes Auge ab und stellte den Laptop an. »Ich sollte im Jahr 1956 beginnen, aber mir fehlt die Erinnerung.«

»Ich habe dir alle Songs der Sechzigerjahre kopiert. Wenn du die Songs hörst, wirst du dich erinnern.«

Tim schob die Vorhänge beiseite. Unten im Park waren Menschen, die kamen, andere gingen nach Hause. Sie waren schon lange nicht mehr Teil meiner Welt. Ich saß seit Monaten hier oben

im fünften Stock der hämatologischen Abteilung der Universitätsklinik und wartete auf den Tod. »Alle Chemotherapien sind fehlgeschlagen«, sagte ich Tim, »wenn sie die Leukämie besiegen wollen, müssen sie mich töten.«
»Schreib einfach drauflos«, insistierte Tim, »dann wirst du überleben.«
»Ja«, lächelte ich, »das ist sehr clever von dir, ich werde mich in der Script Avenue verstecken. Kein Mensch hat die Script Avenue jemals gesehen. Nur du.«
Tim drückte die Play-Taste. Elvis!

Love Me Tender

»Ich hasse dieses Kind!«, schrie meine Mutter, als ein beinahe fünf Kilo schweres Ungeheuer ihren Unterleib zerriss. Ich hatte mich lange geweigert, geboren zu werden. Aus gutem Grund, würde ich heute sagen. Während Carl Perkins *Blue Suede Shoes* sang, wurde ich einem Krebsgeschwür entbunden. Meine Mutter hatte die letzte Ölung schon erhalten und blieb nach der Geburt gleich im Spital. Sie verschenkte mich an ihre Schwester Puce, die aussah wie die Frau von Popeye und in Vilaincourt wohnte. Das ist ein sehr kleines Dorf im französischsprachigen Schweizer Jura, das heute wahrscheinlich ausgestorben und von der Landkarte verschwunden ist.

In Vilaincourt lebten Bauern, die gekrümmt wie

Rebstöcke mit grimmigen Gesichtern ihre Felder bewirtschafteten. Es gab auch einen Priester, der dafür sorgte, dass alles, was in Vilaincourt geschah, in Vilaincourt blieb. Und es geschah einiges, wenn die Kühe in den Ställen waren und die Nacht anbrach. Außerhalb von Vilaincourt war Feindesland. Kaum ein Fremder hat sich jemals nach Vilaincourt getraut, denn die Dorfbewohner hätten ihn mit ihren Blicken erstarren lassen wie die Basilisken, die in grauer Vorzeit die ersten Städte bewachten. Auf der Anhöhe hinter dem Tal stand ein schlossähnliches Gebäude. Hier thronte die Familie Tinville, die angeblich seit Jahrhunderten dieses Gebiet beherrschte. Die Bauern kamen auf den Berg, um die Ernte ihrer Tabakfelder zu verkaufen, denn hinter dem Schloss verbarg sich nichts anderes als eine Zigarettenfabrik. In Vilaincourt hat keiner jemals einen aus der Familie der Tinvilles gesehen.

In diesem düsteren Tal wehte noch der Rauch der letzten Hexenverbrennungen über die Höfe und Ställe. Die Kühe in Vilaincourt waren so schmutzig, als hätten die Bauern in einem geheimen Abkommen beschlossen, ihre Ställe nie auszumisten. Der Kot von Wochen war großflächig am Fell der Kühe eingetrocknet und ließ sie wie gepanzerte Tiere aussehen, wie schwarzweiß gefleckte Rhinocerosse.

Ein paar Wochen nach meiner Geburt wartete mein Onkel Maurice mit seinem schwarzen Motorrad mit Seitenwagen am Bahnhof von Porrentruy auf meine Ankunft. Das Gefährt hatte er zuvor auf dem Waffenplatz in Bulle gestohlen, aber daraus machten die

tiefgläubigen Menschen von Vilaincourt keine große Geschichte. Das taten sie nur, wenn sie selber bestohlen wurden.

Onkel Maurice legte mich in den Seitenwagen. Er war so grob. Ich stieß mir den Kopf an und begann aus voller Kehle zu schreien. »Halt die Klappe, du kleiner Scheißer!«, schrie er mit rauchiger Stimme und holperte über die trockenen Feldwege nach Vilaincourt. Ich bin in der Staubwolke beinahe erstickt, aber Onkel Maurice saß ungerührt mit zusammengekniffenen Augen über sein Motorrad gebeugt und fluchte.

Onkel Maurice war kein Bauer, sondern ein Patron. So sah er sich jedenfalls. Nachdem alle seine Kühe an einer mysteriösen Infektion verendet waren, hatte er den Stall in eine kleine Fabrik umgebaut. Hier setzten wortkarge Arbeiter mit Tunnelblick Uhrwerke für eine Fabrik am Neuenburgersee zusammen. Es waren griesgrämige Leute, die sich stolz Bauern nannten, obwohl in ihren Ställen höchstens noch eine halbe Sau von der Decke hing und in der Scheune ein paar Äpfel lagen, die aussahen wie Robert Redford in seinem letzten Film.

Auch Tante Puce arbeitete in dieser »Fabrik«. Da Onkel Maurice ihr verbat, sich tagsüber um mich zu kümmern, legten sie mich in eine Holzkiste, die auf einer Werkbank neben dem Plumpsklo lag. So verbrachte ich meine ersten Lebensjahre in einer Schraubenkiste. Das klingt hart, aber die Kiste war mit einer grauen Militärdecke ausgepolstert und angenehm weich. Ich war auch nie allein. Ich meine jetzt nicht in

der Kiste, sondern allgemein. Wenn einer aufs Klo musste, kam er unweigerlich an mir vorbei und strich mir mit ölverschmierten Fingern übers Gesicht. Hatte er sich erleichtert, passierte er erneut meine Kiste und strich mir einige Kolibakterien über die andere Wange. Diese Leute hatten noch nie etwas von Robert Koch oder Louis Pasteur gelesen. Auf jeden Fall war dies der Grundstein für eine solide Immunabwehr.

Mein einziger Lichtblick war ein verschmutztes Fenster, das teilweise die Sicht auf eine kleine Schafweide freigab, eigentlich ein idealer Ort, um günstig einen Film über das finsterste Mittelalter zu drehen. Aber wie sollte die Crew jemals Vilaincourt finden?

Die Schafe haben mich geprägt. Selbst ein halbes Jahrhundert später, als ich im Koma lag, erinnerte ich mich an sie. Wenn ich heute Schafe sehe, fühle ich einen Kloß im Hals und versuche, ein Mann zu sein. Mein Onkel Maurice hatte es auch mit den Schafen. Wenn alle Arbeiter den Stall, oder von mir aus die Fabrik, verlassen hatten, ging Onkel Maurice zu seinen Schafen. Die Tiere mochten ihn nicht, Schafe spüren, wenn sich ein Dreckskerl nähert. Onkel Maurice stellte sich hinter ein Schaf und hielt es an den Lenden fest. Wenn das Schaf ruhig war, ließ er zu meiner großen Verblüffung seine Hose fallen und ich sah seinen nackten, affenmäßig behaarten Hintern. Er vollführte dann rhythmische Bewegungen, ich dachte, dass er das Schaf molk, denn abends, wenn er in die Küche kam,

brachte er stets Milch mit. So entsteht Intelligenz. Man beobachtet etwas, bringt es in Zusammenhang mit einer anderen Beobachtung und lernt. Heureka! Das ist der Grundstein der Evolution. Aber richtig verwirrend war, wenn mein Onkel Maurice abends meine zerbrechliche Tante Puce molk. Er packte sie am Nacken wie seine Schafe und drückte sie über den Küchentisch. Dann ließ er seine Hose runter und führte wieder seine rhythmischen Bewegungen aus. Er war zu dumm, um auch nur zu ahnen, dass ich es nicht vergessen würde. Irgendwie hielt er mich immer noch für einen seelenlosen Embryo. Aber ich vergaß nichts. Ich hatte von klein auf ein Gedächtnis wie ein Elefant. Beneiden Sie mich nicht darum, und lesen Sie weiter.

»Frau! Suppe!«, schrie Onkel Maurice, wenn er Tante Puce gemolken hatte, und zündete sich eine filterlose Gitane Bleue an, die mit dem gelben Maispapier. Im Nachhinein würde ich gern erfahren, wieso die nette Tante Puce diesen Typen geheiratet hat. Wahrscheinlich das mangelnde Angebot. Alle meine zwölf Tanten und Onkel wohnten in Vilaincourt. Außer mein Onkel Arthur. Er war die Nummer dreizehn. Er war nie da. Wo er war? Keine Ahnung. Man durfte seinen Namen nicht erwähnen, geschweige denn nach ihm fragen, aber ich hörte, er würde eines Tages zurückkommen, dann würde ich ihn kennen lernen. Wohl oder übel, fügten einige bekümmert hinzu.

Onkel Maurice ärgerte sich jede Nacht über meine Husten- und Erstickungsanfälle, und Tante Puce

versuchte ihm zu erklären, dass es möglicherweise einen Zusammenhang zwischen Gitanes Bleues und meinem hochroten Kopf gäbe. Doch Onkel Maurice war das egal. Er brüllte sie in Grund und Boden, zündete sich die nächste Kippe an. Wenigstens musste auch er husten. Jahre später machte ich mir Sorgen, dass ich wegen der schlechten Luft in meiner frühen Kindheit an Lungenkrebs sterben könnte. Heute weiß ich, dass ich an etwas anderem sterben werde. Ich machte mir später auch Sorgen, ich könnte an Krebs erkranken, weil ich einem Krebsgeschwür entsprungen war. Aber wie das so ist mit den Sorgen: Die meisten Szenarien treten nie ein. Ich glaube, das ist von Dale Carnegie. *Sorge dich nicht, lebe!* heißt sein Bestseller. Er ist damit Multimillionär geworden. Ich hatte das später auch im Sinn, aber von der Schraubenkiste zum Millionär war es natürlich ein weiter Weg. Deshalb hat dieses Buch so viele Seiten.

Es grenzt an ein Wunder, dass ich die Sprache der Menschen erlernte, denn in Vilaincourt sprach niemand mit mir. Irgendwann übernahm ich das Blöken der Schafe. Anfangs fanden die Leute in der Fabrik das lustig, doch mit der Zeit nervte dieses repetitive Blöken, und sie bedeckten mich mit alten Zeitungen. Mütterliche Zuwendung soll sich ja auf die Chemie des limbischen Systems auswirken. Babys, die Mutterliebe erfahren, sollen später weniger ängstlich sein. Das hat man in Mäuseexperimenten festgestellt. Ich war zwar keine Maus, aber nach zwei Jahren Schraubenkiste und